

Helmut Thomä:

**Die Einführung des Subjekts in die Medizin und
Alexander Mitscherlichs Wiederbelebung der Psychoanalyse
in Westdeutschland**

Übersicht

1. Sigmund Freuds latentes intersubjektives Paradigma S. 2
2. Historischer Kontext des Wirkens von Alexander Mitscherlich S. 3
3. Pionierzeiten in Heidelberg S. 5
 - a) Persönliches und Berufliches S. 6
 - a) Autodidakten werden Psychoanalytiker S. 7
 - a) Einweihung des Sigmund-Freud-Instituts.
Tagung über Aggression (1964) S. 10
 - a) Deutungsprojekt. Alexander und Margarete Mitscherlich
versuchen den Spagat zwischen Heidelberg und Frankfurt. S.11
4. Mitscherlich als „Nestbeschmutzer“ und Karl Jaspers' Hilfe S.12
5. Vom Gestaltkreis zur Pathosophie S.14
6. Gedanken zu drei Biographien (*cf. Anhang*)
- *wird nicht vorgetragen* -
7. Mit Alexander Mitscherlich auf dem Weg zu einer
zukünftigen Psychoanalyse S.16

Alexander Mitscherlich war ein geduldiger und sehr hilfreicher Lehrer. Er hat mich ermutigt, einfach das zu sagen, was ich denke. Also beginne ich mit einem Wort zum Thema. Es ist weit gespannt. Ich habe es gewählt, weil ich glaube, dass Viktor von Weizsäckers Schlüsselbegriff - die Einführung des Subjekts in die Biologie - alle praktischen und theoretischen Probleme der psychoanalytischen Methode verständlich macht. Auch bin ich davon überzeugt, dass diese endlich klinisch-empirisch lösbar geworden sind. Zunächst fasse ich deshalb meine heutige Position zusammen, indem ich Sigmund Freuds intersubjektives Paradigma aus der Latenz erhebe.

1. Sigmund Freuds latentes intersubjektives Paradigma

Die meisten, bis heute bestehenden Probleme haben ihren Grund darin, dass Freud eine persongebundene Methode in die Humanwissenschaften eingeführt hat und dabei zunächst nur auf sich selbst angewiesen war. Die Subjektivität wurde zum Problem, zumal Freud früh erkannte, dass es keine theoriefreie Beobachtung gibt. Die abstrakten Ideen, die man nach Freud (1915c) schon bei der Beschreibung heranzieht, holte er sich aus der Naturwissenschaft und aus seinem großen Bildungshorizont. Freuds Leitgedanke war das naturwissenschaftliche Wissenschaftsideal seiner Zeit. Freud war aber mit seinen Äußerungen über die Theorieabhängigkeit von Beobachtungen schon 1915 auf dem Weg zu einer modernen Wissenschaftstheorie¹. Bedeutende Vertreter des Wiener Kreises waren offen für die besonderen Probleme der Psychoanalyse (Frank 1959).

Wie de Swaan (1978) beschrieb, hat Freud versucht, die analytische Situation als eine primär intersubjektive durch ein Regelsystem in eine quasi experimentelle „soziale Nullsituation“ zu verwandeln. Freud war stets in Sorge, „dass die Therapie die Wissenschaft erschlägt“ (Freud 1927a, S. 291). Er glaubte, durch strenge

¹ Richard von Mises – ein Gelehrter alter Schule –, der als österreichischer Jude bis zum Jahre 1933 Direktor des Instituts für angewandte Mathematik an der Berliner Universität und ein eminenter Rilke-Forscher war, sagte über die Psychoanalyse: „Sie bringt aufgrund unbestrittener Beobachtungen gewisse Symptome in kausalen Zusammenhang mit den latent vorhandenen Resten früherer Erlebnisse. Fast alle bisher erhobenen Einwände gegen sie sind außerlogischer Natur. Dagegen scheint es berechtigt, darauf hinzuweisen, dass der Gesamtheit der bisherigen Beobachtungen auf diesem Gebiete eher die Annahme eines statistischen als eines streng kausalen Zusammenhanges entspricht.“ Zur gleichschwebenden Aufmerksamkeit gehört ebenso wie zur Réverie Bions nicht nur die Offenheit, sondern auch die Fähigkeit, Zusammenhänge zu entdecken. (Thomä 2...., S. 292)

(tendenzlose) Untersuchungs- und Behandlungsregeln die besten wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Rekonstruktion der frühesten Erinnerungen und mit der Aufdeckung der Amnesie auch optimale therapeutische Bedingungen geschaffen zu haben (Freud 1919e, S. 202). Heute wissen wir, dass die Realisierung des Junktims von Heilen und Forschen mehr verlangt, als die plumpe Suggestion zu unterlassen und standardisierten Behandlungsregeln zu folgen. Die negativen Auswirkungen der unaufgelösten Paradoxie auf die Psychoanalyse als Therapie und Wissenschaft sind beträchtlich. Analytiker, die sich mit diesem Paradox identifizierten, täuschten sich selbst und ihre Patienten guten Glaubens. Die Destruktivität dieser Selbsttäuschung wurde jahrzehntelang übersehen, weil die strenge tendenzlose Psychoanalyse die imaginäre Krone beruflicher Identität bildete. Joseph Sandler hat schließlich festgestellt: “diejenigen, die glauben, daß das Ziel der psychoanalytischen Methode nicht mehr und nicht weniger sei als zu analysieren, täuschen sich selbst und [...] alle Analytiker sind in ihrer Arbeit, ob sie es wissen oder nicht, durch therapeutische Ziele beeinflußt” (Sandler/Dreher 1996, S. 1).

Freuds behandlungstechnische Empfehlung, sich in der gleichschwebenden Aufmerksamkeit, also wie absichtslos zu verhalten, heißt m. E. nur, sich von theoretischen Voreingenommenheiten immer wieder zu befreien, um dem jeweiligen Patienten therapeutisch gerecht zu werden.

Seit Jahrzehnten werden weltweit große Anstrengungen gemacht durch eine kombinierte Verlauf- und Ergebnisforschung dem psychoanalytischen Paradigma als intersubjektiver Methode gerecht zu werden. Zwischen den beiden Subjekten, dem Patienten und dem Analytiker, besteht eine asymmetrische Beziehung.

2. Historischer Kontext des Wirkens von Alexander Mitscherlich

Der historische Rahmen für Mitscherlichs Werk war nach der Befreiung Deutschlands vom nationalsozialistischen Terror günstig. Die Gründung der deutschen Gesellschaft für Tiefenpsychologie und Psychotherapie, die im Laufe der Jahre in DGPPPT umbenannt wurde, vereinigte alle psychoanalytischen Richtungen unter einem Dach.

Mitscherlich beteiligte sich an der Seite von Weizsäckers und Bitters an der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie.

Innerhalb dieses Dachverbands der DGPT blieben die verschiedenen Richtungen trotz ihrer Zerstrittenheit im Dialog miteinander. Mitscherlich war von 1953 fünf Jahre lang geschäftsführender und von 1958 bis 1964 der erste Vorsitzende dieser Interessenvertretung. Es gelang eine Versöhnung mit der Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie. Ich begleitete Mitscherlich zu einem Gespräch mit E. Kretschmer in Tübingen, das mir unvergesslich geblieben ist.

Die Anerkennung der analytischen Psychotherapie als Pflichtleistung gesetzlicher Krankenkassen wurde wesentlich ermöglicht durch die positiven Nachuntersuchungen von Patienten durch Annemarie Dührssen und Jorswieck (...), die am Zentralinstitut für psychogene Erkrankungen der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin behandelt worden waren. Diese Institution wurde von W. Kemper und H. Schultz-Hencke im zerstörten Berlin schon am 1.3.1946 gegründet. Gleichzeitig begann der mehrjährige Kampf Mitscherlichs um die Institutionalisierung eines Instituts für Psychotherapie an der Universität Heidelberg. Unmittelbar nach seiner Habilitation reichte er eine entsprechende Denkschrift ein, die zunächst positiv aufgenommen wurde. Durch die Berufung von Kurt Schneider auf den Lehrstuhl für Psychiatrie und Neurologie änderten sich die Machtverhältnisse. Bis zur Schaffung der Psychosomatischen Abteilung vergingen vier Jahre. Mit Unterstützung Viktor von Weizsäckers kam die Psychoanalyse gegen den Widerstand vom Karl Jaspers und Kurt Schneider durch die Hintertür an die Universität.²

Bis heute kaum beachtet wurden Michael Balints (1948) kritische Veröffentlichungen zur Struktur und Funktion psychoanalytischer Ausbildungsinstitute. Bei der Transformation des Eitingon-Modells als führendem Muster der meisten Institute der IPV (mit Ausnahme des französischen Modells) gingen die zwei tragenden Pfeiler verloren: Die Anwendung der psychoanalytischen Methode bei mittellosen Patienten und die Forschungsorientierung. Das Berliner Institut war, finanziert von Eitingon, als private „kleine Universität“ gegründet worden, wie es im Zehn-Jahres-Bericht heißt. Mehr als fünfzig Jahre später gaben die Herausgeber einer Schrift zum Anlass des 25jährigen Bestehens des Sigmund-

² Meine Vermutung, dass Mitscherlichs Habilitation durch sein politisches Engagement wegen seiner Unbescholtenheit erleichtert wurde, ist unzutreffend. Das Gegenteil trifft zu. Der Neurologe Paul Vogel bot ihm die Habilitation schon vor Kriegsende an. Anscheinend waren viele Fakultätsmitglieder von einem Vortrag im naturhistorischen Verein über die Neurosenwahl besonders positiv beeindruckt (Hoyer S.)

Freud-Instituts den Titel „Forschen und Heilen. Auf dem Weg zu einer psychoanalytischen Hochschule“. Im einleitenden Kapitel hielt Alfred Lorenzer ein Plädoyer zu diesem Titel. Doch erst heute wird der Berufsgemeinschaft voll bewusst, wie anspruchsvoll Freuds Junktim-These von „Heilen und Forschen“ ist. Ein halbes Jahrhundert bis zum Zürcher Kongress 1949 folgte die IPV einem Objektivierungsideal, das den Einfluss des Subjekts zu eliminieren versuchte. Balint hat überzeugend dargestellt, dass sich dieses Ideal mit der Purifikation des Analytikers von allen Skotomen verbunden hat. Freuds Aussage, jeder Psychoanalytiker komme nur soweit „als seine eigenen Komplexe und inneren Widerstände es gestatten“ (Freud 1910d S. 108) ließ Ferenczi die Purifizierung durch die Lehranalyse zur zweiten Grundregel avancieren.

Zwei historisch bedeutungsvolle Augenblicke im Nachkriegsdeutschland - die Reformation der Reichsversicherungsordnung mit der Anerkennung von Neurosen als Krankheiten und die Entstehung einer universitären Psychoanalyse in Deutschland habe ich in einem Atemzug mit Balints Kritik an der psychoanalytischen Ausbildung in Verbindung gebracht. Ich wollte damit auf eine große Asynchronie hinweisen: Im zerstörten Deutschland begann der Aufbau der Psychoanalyse unter günstigen Voraussetzungen, die den von Balint beklagten Verlust des Eitingon-Modells weit mehr als ausglich. Darauf ist das erstaunliche und einzigartige Wachstum der Psychoanalyse nach 1945 zurückzuführen. Wie es nun nach dem Psychotherapeutengesetz weitergeht, ist leider eine andere Sache.

3. Pionierzeiten in Heidelberg

Nun blicke ich auf den Anfang der Psychoanalyse in Westdeutschland und speziell in Heidelberg nach 1945 zurück. Damit ist ein ständiger Wechsel der Perspektive und der Abstraktionsstufe verbunden. Die der Beschreibung ändert sich immer wieder. Szenische Erinnerungen dienen der Erläuterung allgemeiner Gesichtspunkte. Ich spreche nicht als distanzierter Beobachter, sondern als aktiver Teilnehmer.

a) Persönliches und Berufliches

In einem Arbeitskreis der späteren Evangelischen Akademie Bad Boll kam ich in Berührung mit Viktor von Weizsäckers anthropologischer Medizin. Wilhelm Küttemeyer hielt dort einen Vortrag über das Materielle als Element des Christentums. In Heidelberg stellte ich fest, dass er Viktor von Weizsäckers naturphilosophische Spekulationen voll und ganz in die Psychotherapie Schwerkranker transferierte.

Ich referierte im Boller Arbeitskreis Alexander Mitscherlichs „Freiheit und Unfreiheit in der Krankheit“ (1946) und erwarb seine Habilitationsschrift „Vom Ursprung der Sucht“ (1947). Von der Freundschaft zwischen Mitscherlich und Schottlaender wusste ich ebenso wenig wie von dessen IPV-Mitgliedschaft. Bei Schottlaender hatte ich eine sehr kurze psychoanalytische Therapie gemacht. Es war der reine Zufall, dass ich über die Vermittlung von Schottlaender von 1950 bis 1967 in der Psychosomatischen Abteilung meine Heimat fand. Die Gründung dieser Abteilung wurde von Weizsäcker und Mitscherlich mit Unterstützung der Rockefeller Foundation gegen Karl Jaspers und Kurt Schneider erkämpft und sicherte der Psychoanalyse eine universitäre Verankerung. Zu meiner Überraschung stellte mich Mitscherlich der kleinen Gruppe von älteren Frauen - Bertha Sommer war als Oberärztin zehn Jahre älter als der Chef – sowie Ulrich Ehebald und Gerhard Ruffler, die ungefähr mein Jahrgang waren, als „Mittelstürmer“ vor. Tatsächlich war ich im Handball immer nur Verteidiger gewesen und in dieser Rolle blieb ich auch jahrzehntelang beruflich. Mitscherlich hatte stets den Mut zur Offensive.

Nun beschreibe ich eine Situation aus der Anfangszeit. Von seiner mehrmonatigen Amerikareise im Jahre 1951 hatte unser Chef den Forschungsansatz von Franz Alexander mitgebracht. Die Dokumentation psychoanalytischer Krankengeschichten sollte anhand eines Musters systematisiert werden. Ich zog mich während der Ferien in die Einsamkeit zurück, um diese Aufgabe zu erfüllen. In der systematischen Krankengeschichte wurde der Versuch gemacht, die psychoanalytische Verlaufs- und Ergebnisforschung auch an von Weizsäckers Frage zu orientieren: „Warum tritt *jetzt* eine Krankheit auf und warum tritt sie gerade *hier* (an diesem Organ oder Organsystem) auf?“

Mit ihr korrespondierte eine Technik der Anamnesenerhebung, die biographische Anamnese. Diese war nicht primär auf ein psychotherapeutisches Ziel, auf

Veränderung, ausgerichtet, sondern an der Vergangenheit und ihrer Diagnostik orientiert. Die Bedeutung der Arzt-Patient-Beziehung und ihrer speziellen Ausformung in Übertragung und Gegenübertragung wurde bei dieser Anamnesentechnik nicht eigens berücksichtigt.“ (Thomä, H. 1978). Es lag nahe, eine Patientengruppe zu beforschen, die an uns in größerer Anzahl überwiesen wurde. Es handelte sich um von Internisten fehldiagnostizierte Hyperthyreose-Patientinnen, die unter schweren Angstzuständen, heute würden wir sagen unter Panikattacken, litten. (TSH- und Thyroxinbestimmungen waren damals noch nicht eingeführt und die Diagnose wurde unter anderem wegen beträchtlich erhöhter Grundumsatzwerte gemacht.) Mit der Krankengeschichte von Ina B. verbindet sich eine Erinnerung an Alexander Mitscherlich. „Ich war begeistert, als sich die schweren Angstzustände der Patientin im Laufe einer Entladung aggressiver Affekte in der Übertragung fast schlagartig besserten; und ich glaubte, hiermit einen Beitrag zur Spezifitätshypothese geliefert zu haben. Meine >enthusiastische< Entdeckerfreude fand keine Zustimmung. Ich hatte nur für mich etwas Wichtiges entdeckt: die Bedeutung der Katharsis in der Übertragung, und keinen stützenden Beitrag zur Spezifitätshypothese erbracht, wie ich geglaubt hatte. Die Arroganz, mit der ich meine Entdeckung vertrat, ärgerte Mitscherlich erheblich. Sein Ärger verblasste mit dem gütlichen Zuspruch Felix Schottlaenders.

b) Autodidakten werden Psychoanalytiker

Psychoanalyse kann man nicht aus Büchern lernen. Der reine Wissensverlust unter den ersten psychoanalytischen Nachkriegsgenerationen war riesig und ich litt darunter. Immerhin: Mitscherlich hatte die Gesammelten Schriften Sigmund Freuds in seiner Bibliothek. Da die Psychoanalyse den Menschen betrifft, gibt es fast kein Gebiet, das nicht mit ihr in Beziehung gebracht werden kann. Wir waren alle leidenschaftlich engagiert und fühlten uns in besonderer Weise privilegiert. Mitscherlich leitete einerseits mit sehr loser Hand. Auf der anderen Seite konnte er in seiner Kritik auch sehr hart sein. Die gewährten Freiheiten konnte man für eine gewisse Zeit nach Belieben gestalten.

In Heidelberg wurde eine Ganztagsausbildung unter der Leitung eines Mannes angeboten, der sich vor allen in den Freundschaften zu Gustav Bally und Felix Schottlaender seit 1938 weitergebildet hatte. Den Referral-Test hatte Mitscherlich

bei Bally bestanden, der ihm Patienten überwiesen hat (persönliche Mitteilung von W.L.) Universitär hat sich Mitscherlich durch seine Habilitationsschrift als analytischer Psychotherapeut ausgewiesen. Ihm fehlte, ebenso wie vielen jüngeren Mitgliedern der ersten Nachkriegsgeneration, z.B. Wolfgang Loch und mir, die Lehranalyse. Er holte sie erst 1959 nach. Unseren Mangel versuchten wir durch intensives Literaturstudium auszugleichen. Ich erinnere mich beispielsweise gut daran, dass wir lange über den Unterschied zwischen Übertragungswiderstand und Widerstand gegen die Übertragung stritten. Ausgangspunkt waren immer konkrete Patientenprobleme.

Mitscherlich ist es zu verdanken, dass nach der historischen Feier anlässlich des hundertsten Geburtstags von Sigmund Freud (1956) auch deutschsprachige, jüdische Psychoanalytiker zu Vorträgen, Seminaren und Supervisionen nach Heidelberg kamen. Die Begegnung mit Überlebenden des Genozids, die trotz allem bereit waren, uns mit ihrem psychoanalytischen Denken und Handeln vertraut zu machen, hat uns alle nachhaltig beeindruckt. Ich selbst hatte schon während meines Post-Graduate-Jahres am Yale Psychiatric Institute 1955 den Unterschied zwischen abstrakten Gesprächen über Schuldprobleme und persönlichen Begegnungen mit geflohenen jüdischen Kollegen sozusagen am eigenen Leib erfahren. (Thomä... Kafka ...)

Die innovative Ganztagsausbildung macht viel wett. Erst 1966 veröffentlichte Anna Freud unter dem Titel „Ein ideales psychoanalytisches Institut – eine Utopie“. Sie forderte die Ganztagsausbildung. Eigentlich wollte sie den Anspruch formulieren, dass wirkliche psychoanalytische Kompetenz nur in einer Ganztagsausbildung erworben werden könne. Gegen diesen Titel hat aber seinerzeit Heinz Kohut aus berufspolitischen Gründen opponiert. Anna Freud hat nachgegeben.

Meines Erachtens können die Erfahrungen, die in den ersten Nachkriegsgenerationen von vielen deutschen Analytikern gemacht wurden, verallgemeinert werden. Freuds These, dass Patienten nur so weit kommen, wie es die neurotischen Skotome ihrer Analytiker zulassen, ist unzutreffend. Fast alle Analytiker der ersten Nachkriegsgenerationen hatten eine kurze Lehranalyse. Um dem großen Interesse nach Ausbildung entgegenzukommen und Bewerber nicht durch lange Wartezeiten auf die Lehranalyse frustrieren zu müssen, setzte ich als DPV-Vorsitzender durch,

dass relativ unerfahrene Kolleginnen und Kollegen mit Lehranalysen betraut wurden. Das Wachstum der DPV von sieben Berliner Gründungsmitgliedern zu einer Mitgliedschaft von über tausend ist kein Nachkriegswunder, sondern einfach zu erklären. Die Psychoanalyse befand sich in einem fast konkurrenzlosen Raum. Das Berufsbild wurde ökonomisch attraktiv durch die Anerkennung analytischer Psychotherapie als Krankenkassenleistung. Die meisten der etwa 30 Lehrstühle für Psychotherapie und psychosomatische Medizin waren mit analytisch orientierten Leitern besetzt. Leider förderten nicht alle diese Lehrstuhlinhaber die Habilitation von Mitarbeitern, um die Zahl berufungsfähiger Analytiker zu erhöhen. Mitscherlich unterstützte nicht nur die Habilitation von Clemens de Boor und von mir. Er akzeptierte, dass Albrecht Görres besuchsweise in die Klinik kam und zuhause eine Schrift vorbereitete, die er dann über Prof. Wellek in Mainz zur Habilitation einreichte. Die gleiche Großzügigkeit bewies er auch Wolfgang Loch gegenüber, der in Frankfurt zwischen 1960 und 64 seine Habilitationsschrift vorbereitete, um sie in Tübingen vorzulegen.

Eine Denkschrift der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die federführend von Albrecht Görres gestaltet wurde, führte zur Vergabe von Ausbildungsstipendien. Diese ungewöhnliche Förderung durch die DFG geht auf eine Initiative von Thure von Uexküll zurück, der zur damaligen Zeit Mitglied des Senats der DFG war. Natürlich war auch Alexander Mitscherlich mit von der Partie.

Man kann seinen bis heute wirksamen Einfluss auf die Expansion der Psychoanalyse an der Liste der DPV-Vorsitzenden seit der Gründung 1950 ablesen. Auf Müller-Braunschweig folgte 1956 bis 1964 Gerhard Scheunert. 1964 bis 1968 war der Berliner Horst Eberhard Richter Vorsitzender. Er hatte 1962 den Giessener Lehrstuhl übernommen. Von den 18 DPV-Vorsitzenden seither sind 17 direkte oder indirekte Schüler von Mitscherlich. Es ist wirklich sehr eindrucksvoll am Stammbaum der DPV-Vorsitzenden die nachhaltige Wirkung Mitscherlichs abzulesen. Interessant ist, die Ausbildung der drei DPV-Vorsitzenden nach Horst Eberhard Richter zu betrachten. Bei mir genügte eine Bescheinigung des damaligen Leiters des Stuttgarter psychotherapeutischen Ausbildungsinstituts, W. Bitter, um Mitglied der DPV zu werden. Ich machte eine Analyse, die ich als therapeutische erlebte, mit ca. 230 Sitzungen, bei Balint erst 1962. Wolfgang Loch beschreibt in seiner Autobiographie, dass er bei Hochheimer eine Psychotherapie machte. Als er sich während seiner Zeit in Heidelberg von 1956 bis 1959 um die DPV-Mitgliedschaft

bewarb, musste er eine Analyse nachweisen, die hochfrequent, mit bis zu sechs Stunden pro Woche, durchgeführt wurde. Ich nehme an, um eine bestimmte Stundenzahl zu erreichen. De Boor war ein Jahr in Holland bei Jeanne Lampl-de Groot.

Heute sollte es in der Tradition Mitscherlichs um die Einschätzung der Kompetenz anhand von Kriterien gehen. Diese muss durch ausführliche Behandlungs- und Interaktionsberichte nachgewiesen werden. Hierbei ist das Ergebnis auf den Verlauf zu beziehen. Symptomänderungen als „wohltätige Wirkung“ (Freud 1927a) sind im Sinne von Freuds Junktimthese zu begründen. Ohne die genaue Beschreibung und klinische Erklärung prozessualer Phänomene (zum Beispiel Symptombewegungen in Beziehung zum dyadenspezifischen, intersubjektiven Austausch) ist es weder möglich, die Kompetenz zu beurteilen, noch die Plausibilität theoretischer Annahmen über Entstehung und Heilung von Symptomen einzuschätzen (Hanly 2006). Endlich ist die Zeit reif für validierende, klinische Forschung.

c) Einweihung des SFI. Tagung über Aggression (1964)

Anlässlich der Einweihung des Gebäudes in dem das Sigmund Freud Institut beheimatet ist, fand 1964 eine Tagung zum Thema „Anpassung und Aggression“ statt. Ich war zu Freuds hundertstem Geburtstag 1956 in den USA. Deshalb ist diese Tagung in meinem Gedächtnis besonders lebendig geblieben. Unter den Rednern befanden sich Paula Heimann, Willi Hoffer, Hans Kunz, Jeanne Lampl-de Groot, Konrad Lorenz und Fritz Redlich. Im Rückblick sehe ich diese Tagung im Kontext des Wiener Kongresses der IPA (1971) und der DPV-Tagung (2006), die beide der Aggression gewidmet waren. Mitscherlich beachtet meines Erachtens in seinen vielen Ausführungen zur Aggression zu wenig den Unterschied zwischen ihr und der Destruktivität, den Hans Kunz schon in seiner frühen Schrift „Aggression und Zärtlichkeit“ herausgearbeitet hat. Hans Kunz gehört, auch vor allem als Autor seines großen Werkes über die anthropologische Bedeutung der Phantasie, zu meinen geistigen Vätern. Nach meiner Erinnerung wurde der Todestrieb bei dieser Tagung nicht erwähnt. Es ist bekannt, dass Paula Heimann lange Zeit brauchte, um sich von dieser unhaltbaren Hypothese zu befreien, obwohl ihre Trennung vom „angeborenen Neid“, als einer seiner Manifestationsweisen, die Abwendung von ihrer

Lehranalytikerin signalisierte. Im Rückblick auf die Frankfurter Tagung drängt sich die Frage auf: Welche psychoanalytischen Erklärungen gibt es dafür, dass der Todestrieb in Frankfurt schon lange tot war aber 1971 und 2006 wieder fröhliche Urständ' feierte? In Wien hat selbst Anna Freud nach einer begrifflichen Klärung, mit ähnlichen Argumenten wie Hans Kunz, die Triebhaftigkeit der Aggression widerlegt, um dann doch wieder mit Rückgriff auf Eissler den Todestrieb für denkbar zu halten. Eissler wiederum hat einen einzigen Kronzeugen: Den Naturphilosophen Rudolf Ehrenberg in Göttingen, einem Vetter von Franz Rosenzweig, die zum Weizsäcker-Kreis gehörten Psychoanalytiker haben es sehr schwer, unhaltbare Hypothesen ihres Gründungsvaters für tot zu erklären. Diese Schwierigkeit wächst, wenn sich, wie in der Schule von Melanie Klein, vom Todestrieb wesentliche bedeutungstechnische Begriffe ableiten. Aus meiner Sicht ist die besonders bösartige Destruktivität an einen ideologisch zementierten Narzissmus gebunden und hat keine motivierende Eigenständigkeit (Thomä ...).

d) Deutungsprojekt. Alexander und Margaretes Mitscherlich versuchen den Spagat zwischen Heidelberg und Frankfurt.

Von 1959 bis 1967 leitete Alexander Mitscherlich zwei anspruchsvolle Institutionen und war vollkommen überlastet. Margarete teilte sein Schicksal. Während meines einjährigen Post-graduate-Studiums in London entwickelte ich Ideen, wie man Forschung in die psychoanalytische Situation hineinbringen könnte. Angeregt wurde ich unter anderem durch Susan Isaacs und den Philosophen John Wisdom.

Nach meiner Rückkehr machte Alexander Mitscherlich das Deutungsprojekt zur Klammer zwischen Heidelberg und Frankfurt. Wie zu erwarten, ließen sich zwei auseinander strebende Zentren nicht verklammern. Lorenzer hat zwar, wie ich, Freuds Junktim-These von „Heilen und Forschen“³ in den Mittelpunkt einer Arbeit gestellt, aber daraus kein Design für eine empirische Forschung innerhalb der

³„In der Psychoanalyse bestand von Anfang an ein *Junktim zwischen Heilen und Forschen*, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir analytische *Seelsorge* treiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde *Einsicht* in das menschliche Seelenleben. Diese Aussicht auf wissenschaftlichen Gewinn war der vornehmste, erfreulichste Zug der analytischen Arbeit“ (Freud 1927 a, S. 293 f.; Hervorhebungen von mir).

klinischen Situation entwickelt⁴. Er hat Freuds Bezeichnung „Aufklärung“ nicht in ihrer therapeutischen Bedeutung aufgegriffen, sondern ist bei der Emanzipation und der Gesellschaftspolitik gelandet. Für mich ist es mehr als ein Ärgernis, dass in der zeitgenössischen Psychoanalyse viel über das Dritte diskutiert wird, aber dieses kaum auf das Ergebnis bezogen wird. Für den Patienten ist aber die therapeutische Veränderung das Entscheidende.

Das Projekt erhielt in Frankfurt ein eigenes Gepräge, wie man der Veröffentlichung von Brede (...) entnehmen kann. Freimüller (...) hat als Biograph eine Konferenz beschrieben, an der internationale Psychoanalytiker teilnahmen, um die Methodologie zu klären. Die Konferenz brachte keine Rettung.

In Ulm jedoch ging das Deutungsprojekt weiter. Heutzutage ist anspruchsvolle Prozess- und Ergebnisforschung an ein funktionsfähiges Team gebunden, das sich gemeinsam einer großen Aufgabe widmet. In seinem Vorwort zum zweiten Forschungsbericht des Sigmund-Freud-Instituts hat Richter darauf aufmerksam gemacht, dass das Institut in den ersten Jahrzehnten allein mit der Ausbildung überlastet war. Mitscherlich musste die IPV-Ausbildungsrichtlinien zugrunde legen. Forschungen in diesem Bereich waren, jedenfalls am Anfang, nicht möglich.

4. Mitscherlich als Netzbeschmutzer und Karl Jaspers' Hilfe

Von den damaligen Ärztekammern und den medizinischen Fakultäten war Mitscherlich beauftragt, über die Nürnberger Ärzteprozesse zu berichten. Im *Diktat der Menschenverachtung* dokumentierten er und Mielke (1947) den Prozess. Mitscherlich wurde für viele Ärzte zum Netzbeschmutzer. Von einflussreichen Hochschullehrern, wie Büchner, Heubner, Rein und Sauerbruch, wurde er als Verleumder beschuldigt. Im Zusammenhang mit diesen Auseinandersetzungen

⁴ Es ist erstaunlich, dass die Diskussion über das Dritte als das Erzeugte, also das durch die Therapie hervorgebrachte Neue, so gut wie nicht erwähnt wird. Denn das Dritte ist nach Hegel das Erzeugte, das sich von den beiden Charakteren, die es hervorbringen, unterscheidet (Hegel 1931, S. 202). Bei Hegel erreicht das Erzeugte, das Ergebnis, eine Unabhängigkeit vom Prozess der Erzeugung. Es wird zum Dritten und kann auch von Dritten kritisch betrachtet werden. Es ist bedenklich, dass in der Psychoanalyse nicht selten so getan wird, als wäre der Prozess Selbstzweck, als ginge es nicht um das Produkt, um das Ergebnis, um das Erzeugte. Die Dreigliedrigkeit Cavells führt in diesem Sinne über die Intersubjektivität hinaus und zur Objektivierung von Ergebnissen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ (Matthäus 7,16; Kächele 1994.)

verteidigte Jaspers Mitscherlich gegen die Unterlassungsklage des Freiburger Pathologen Büchner. In einem Brief vom 9. Mai 1947 schreibt Jaspers: „Ohnehin immer am Rande der Verzweiflung über unseren öffentlichen geistigen Zustand bin ich von der maßlosen Reaktion eines hochgeachteten Kollegen schwer betroffen [gemeint war der Freiburger Pathologe Büchner, *H. T.*] Der [nationalsozialistische] Staat war verbrecherisch. Es handelte sich doch nur um die Frage, ob ich meinen sicheren Tod will, den die öffentliche Erklärung zur Folge gehabt hätte, oder ob ich es auf mich nehmen will zu schweigen. Wir alle, die wir überleben, haben geschwiegen. In keinem Fall haben wir Grund, danach stolz und selbstgerecht zu sein.“ (Gerst 1994, S. 1613 zit. in: Thomä 2006 S. 278f.) Die Beherzigung dieses Wortes könnte vielen Deutschen der älteren Generationen zu einer angemessenen „Vergangenheitsbewältigung“ verhelfen. Mit diesem Wort ist auch die von Jaspers vertretene „Kollektivschuld“ zu begründen. Denn Jaspers hat selbst sein Leben nicht riskiert und war im Sinne seiner Kollektivschuld-Idee ein Mitläufer im weitesten Sinne des Wortes.

In Heidelberg wusste man, dass Mitscherlich ein Gegner des Nationalsozialismus und deshalb auch einige Zeit eingesperrt war. In meiner Gegenwart hat Alexander Mitscherlich nicht ein einziges Mal von seiner politischen Orientierung im „Dritten Reich“ und von seiner Gegnerschaft gesprochen. Im Dreizehnerausschuss der Heidelberger Universität, der den Wiederaufbau organisierte, war er der jüngste Teilnehmer. Er hat für viele belastete Professoren Persil-Scheine ausgestellt. Ich habe mich für Einzelheiten nicht interessiert. Hans-Jürgen Seeberger war, glaube ich, der einzige Assistent, der von der Freundschaft Mitscherlichs mit Ernst Niekisch und Ernst Jünger wusste und auch gelegentlich Titel seiner Jugendschriften nannte. Von Niekisch wusste ich nichts. Ernst Jünger kannte ich als Autor seiner Kriegs-Bücher, über die ich als „Pimpf“ Heimabende abgehalten hatte. Mitscherlichs Unbescholtenheit stand für uns alle außer Frage. Zu seinem Kreis zu gehören führte dazu, dass man nicht selten schief angesehen wurde. War er doch in der deutschen Ärzteschaft zum „Nestbeschmutzer“ geworden.

In den vielen Jahren unserer Zusammenarbeit habe ich fast nie ein Wort der Klage über die außerordentlichen und ganz und gar ungewöhnlichen, familiären und beruflichen Belastungen von Alexander Mitscherlich gehört. Dass Jaspers ihn wegen des zu befürchtenden Abtransports seiner jüdischen Frau ins Vertrauen gezogen

hatte, habe ich erst aus den vorliegenden Biographien erfahren. Mitscherlichs Enttäuschung über Jaspers unbelehrbare, negative Haltung der Psychoanalyse gegenüber war groß.⁵ Damit wurde er zum Gegner. Trotzdem war Alexander Mitscherlich in der Lage an ihn einen Brief zu schreiben, der eine hohe Sublimierungsfähigkeit beweist: „Meine Erinnerungen an Plöck 66 (Jaspers Wohnung, H.T.) im Krieg sind lebendig – und ich bin Ihnen nach wie vor sehr dankbar für diese stillen Stunden. Darin ändert sich für mich nichts, auch wenn Sie und ich jetzt in der Öffentlichkeit als feindlich geschieden erscheinen. Ich bin sicher, dass Sie dies nicht als private Abschwächung meiner publizistischen Gegnerschaft auffassen, sondern so wie es gemeint ist: als Zeichen herzlicher Verbundenheit trotz aller möglichen persönlichen Divergenz. Und da ich nun einmal vor der Autorität keine Angst habe, zumal wenn sie kurios in die Irre geht, sage ich das, um mir die Beziehung, auf die es mir ankommt, die menschlich erfüllte, nicht vergällen zu lassen.“ (Brief Mitscherlich an Jaspers, 18.3.1951, zit. nach Bormuth 2002, S. 270)

5. Vom Gestaltkreis zur Pathosophie

Die Einführung des Subjekts in die Medizin hat ihre Grundlage in den Experimenten, die in der Schule Viktor von Weizsäckers zur „Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen“ führten. „Sein Anliegen war der Versuch, die Subjektivität in eine strukturelle Beziehung zur Umwelt zu stellen, um die in der Biologie und Medizin verfestigte Subjekt-Objekt-Spaltung in Frage zu stellen und zu überwinden.“ (Christian 1987, S. 72) Von der Idee des Gestaltkreises ausgehend bewegte sich Weizsäcker über die „medizinische Anthropologie“ zur „Pathosophie“ und entfernte sich immer mehr von den Gestaltkreis-Experimenten. Er selbst und vor allem einige seiner Schüler transformierten Deutungen des Gestaltkreises in die psychosomatische Auffassung körperlicher Erkrankungen. Das Prinzip der Äquivalenz und der gegenseitigen Vertretbarkeit der organischen und der psychischen Symptomatologie wurde zur Leitfigur. Ein organisches Symptom wurde in dieser Sicht zur Vertretung eines psychischen Symptoms und umgekehrt. Diese Vorstellung von Vertretung lehnt sich an das „Drehtür-Prinzip“ des Gestaltkreises an. Mit dieser Idee verband

⁵ Von den Kämpfen, die Alexander Mitscherlich bis zur Gründung der Psychosomatischen Klinik zu bestehen hatte, erfuhr ich Genaueres bei der 100-Jahr-Feier für Viktor von Weizsäcker 1986 (Henkelmann, Benzenhöfer ...)

sich eine Kritik an den Begriffen „Psychogenese“ und „Somatogenese“. Weizsäcker glaubt, dass die „beiden Fragen: warum gerade jetzt? und: warum gerade hier?“ (GS 10, S.269) weiterführen könnten. Das gelte besonders für Erkrankungen, die von der klassischen Pathologie nicht geklärt werden konnten.

Mit diesen Warum-Fragen ist man unvermeidlich mit der Kausalität konfrontiert und auch mit dem Methodenpluralismus⁶. Die Spannungen zwischen der Mitscherlich-Abteilung und dem Weizsäcker-Kreis konzentrierten sich um die Person von W. Küttemeyer, der die Metaphorik der Stellvertretung psychotherapeutisch am entschiedensten vertrat.

Eines der Probleme der psychosomatischen Medizin ist einfach zu benennen: Ganz gleichgültig, welche philosophische Lösung des Leib-Seele-Problems man bevorzugt, an einem Methodendualismus oder -pluralismus kommt man nicht vorbei. Es gibt keine ganzheitliche Methode. Kranke und gesunde Menschen haben ganzheitliche Erwartungen und Hoffnungen, die sich auch an die Person des Arztes richten. Dessen diagnostische und therapeutische Maßnahmen sind jedoch stets methodenbezogen. Eine ganzheitliche = psychosomatische Methode kann es nicht geben. In diesem Zusammenhang sind Franz Alexanders Verdienste nicht nur historisch bedeutungsvoll, sondern heute noch gültig. Als Psychoanalytiker hat er gezeigt, wo die Grenzen der Sinn- und Symboldeutungen körperlicher Erkrankungen, die sich bei rein hysterischen Symptomen in der Psychoanalyse bewährt hatten, liegen. Seine Unterscheidung musste uns (in Heidelberg) umso willkommener sein, als das Aufleben romantisch-spekulativer Strömungen in den Nachkriegsjahren sich in der >Ganzheitsmedizin< so auswirkte, dass Sinn und Sinnverlust direkt am kranken Organ abgelesen wurde. (Thomä 1983, S. 328) Ich habe mich soeben selbst zitiert. Die implizierte Kritik bezieht sich besonders auf Küttemeyer, der meines Erachtens Weizsäckers Gestaltkreislehre der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen besonders die gegenseitige Vertretung entnommen hat. So ist bei Küttemeyer der Wahn zur Materie geworden und umgekehrt.

⁶ Dieser Methodenpluralismus ist auch in dem bio-psycho-sozialen Modell impliziert, das von Uexküll kreiert hat. Es respektiert „die Eigenständigkeit der Phänomene auf jeder der verschiedenen Systemebenen“ (Uexküll 1981, S.26) P. Christian, der aus Breslau nach Heidelberg mit von Weizsäcker zurückgekehrt ist, hat sich an dieser Art analoger Metaphorik nicht beteiligt und in seinem Buch „Das Personverständnis im modernen medizinischen Denken“ (1952) an solchen Spekulationen nicht beteiligt.

7. Mit Alexander Mitscherlich auf dem Weg zu einer zukünftigen Psychoanalyse

In ihrem Vortrag vom Januar 2008 mit dem Titel „Persönliche Erinnerungen und deren kritische Betrachtung“ schreibt Margarete Mitscherlich-Nielsen, ihr Mann habe sie wiederholt davor gewarnt, die Psychoanalyse zur Religion zu machen. Sie könne nur, so meinte er, „durch weitere sachliche Distanz und Forschung“ von Bestand bleiben. Und Margarete Mitscherlich fügt hinzu, „wie diese Erforschung des Subjekts Mensch und seiner Seele aussehen sollte, darüber gingen die Meinungen auseinander und tun es bis heute“.

Mein langer Weg begann in Gesprächen mit Mitscherlich über die Kritik von Karl Jaspers, der bekanntlich psychoanalytische Erklärungen als ein „Als-Ob-Verstehen“ abgetan hat. Tatsächlich hat Freud die Aufteilung in verstehende Geisteswissenschaften und erklärende Naturwissenschaften durch eine dynamische Betrachtungsweise überwunden. Die Einbeziehung unbewusster Motive in die phänomenologische Psychopathologie verändert diese fundamental. Gründe als Motive menschlichen Handelns sind Ursachen. Die Kausalität des Schicksals, ein Begriff, den Habermas in Anlehnung an Hegel geprägt hat, verbindet alle praktizierenden Psychoanalytiker miteinander, so umstritten kausale Zusammenhänge im einzelnen auch sein mögen. Ohne das Nachdenken über wahrscheinliche Zusammenhänge wäre therapeutisches Handeln unmöglich.

Die Einführung des Subjekts bringt mit sich, dass sich Analytiker nun in einer selbstkritischen Weise Rechenschaft über ihre Theorien geben müssen, die Freud nicht vorausgesehen hat.

Wir Autodidakten, einschließlich unseres Chefs, waren weit von solchen Erkenntnissen entfernt. Ich fand jedoch in einer Veröffentlichung aus dem Jahr 1950 über den Kaspar-Hauser-Komplex Stellen, die in die Zukunft weisen. Dass ich zum Schluss auf diese Arbeit zu sprechen komme, hat noch einen weiteren Grund. Wolf Singer hat eine neurobiologische Veröffentlichung mit einem Hinweis auf das Schicksal Kaspar Hausers begonnen. Er will damit deutlich machen, dass das Gehirn als vermittelndes Organ in einen Funktionskreis von außen und innen und von innen nach außen eingebettet ist. Damit erweitert sich die Ursachenforschung im Sinne von

Virchows Sozialpathologie auf die Umwelt hin. Die Psychoanalyse vertritt seit hundert Jahren in einzigartiger Weise eine Psychopathologie, in deren Mittelpunkt die Konflikthaftigkeit als *conditio humana* steht. Angeborene Vulnerabilitäten und frühkindliche Traumatisierungen können die Belastbarkeit für Konflikte verringern. Aus der Psychopathologie des Konflikts ergeben sich auch die therapeutischen Grenzen der psychoanalytischen Methode.

Nun zu Kaspar Hauser. Die nur siebenseitige Arbeit „Ödipus und Kaspar Hauser“ wurde 1950 publiziert, mit dem Untertitel „Tiefenpsychologische Probleme in der Gegenwart“. Dort heißt es: „Vor fünfzig Jahren erregte der Ödipus-Komplex und die frühinfantile Sexualität die Gemüter, und zwar weil sich darin eine Wiederbegegnung mit dem urtümlich Vitalen vollzog, auf die man überhaupt nicht gefasst war, weil man ja ganz darauf eingestellt lebte, die rationale Ordnung immer weiter über die Welt zu werfen wie das Netz der Längen- und Breitengrade. Heute ist es eine andere Seelenlast, die sich *vor* die Ödipus-Situation gestellt hat, nämlich die *Verlassenheit*.“ (...) Mitscherlich betont dann, „dass der Mensch unserer Zeit in hohem Maße ein Lebensschicksal erleidet, das mit dem Kaspar Hausers sich deckt.“ Und „was sich hier andeutet, ist das Problem der Lieblosigkeit und zwar eines Mangels, der geschichtlich biographisch kaum aufzuholen ist, wenn er einmal durchlebt werden musste“. Mitscherlich beschreibt nicht nur den Unterschied zwischen zwei Komplexen und relativiert damit den Ödipus-Komplex. Hätte Heinz Hartmann bei dem historischen Treffen zwischen Psychoanalytikern und Philosophen diese Veröffentlichung von Alexander Mitscherlich gekannt, hätte er die entscheidende Frage von Sidney Hook, wie denn ein Mensch aussehe, der keinen Ödipus-Komplex habe, beantworten können. Wir wissen nicht, warum Hartmann geschwiegen hat. Wie dem auch sein mag: Martin Bergmann hat in seinem Buch über die Hartmann-Ära die These aufgestellt, dass ihr Ende durch die Nichtbeantwortung der Frage von Sidney Hook signalisiert wurde.

Der späteren Besprechung dieses Tagungsbandes durch Waelder kann man die Brisanz der Kontroverse zwischen Philosophen und Psychoanalytikern nicht entnehmen. Die Berufsgemeinschaft hat aus dieser Besprechung leider nur die didaktisch hilfreiche Aufgliederung der verschiedenen Stockwerke des psychoanalytischen Theoriegebäudes rezipiert. Wallerstein hat diese Gliederung übernommen, um zu zeigen, wo der „common ground“ liegen könnte: bestenfalls auf

der beobachtungsnahen, klinischen Theorie, nicht aber in der metaphorischen Metapsychologie. Viele Analytiker und selbst Wallerstein übersehen, dass das praktisch-therapeutische Handeln in hohem Maße von unbewusst wirksamen metapsychologischen Metaphern beeinflusst wird. Ich kenne beispielsweise nur eine einzige Publikation über die Theorieabhängigkeit des Verständnisses der Gegenübertragung (Purcell ...). Freuds Todestriebs-Hypothese gehört zweifellos zu seinen metapsychologischen Spekulationen. Ich erwähne dies hier deshalb, weil die Einführung des Subjekts eine radikale, selbstkritische psychoanalytische Haltung mit sich bringt.

Schon 1950 war Mitscherlich dem Denken Pariser, Londoner und New Yorker Psychoanalytiker voraus, wenn er sagt, „die Einführung des Subjekts in die Medizin stellt uns wissenschaftstheoretisch vor völlig neue Aufgaben, die ohne die Änderung der Wissensform und des Wissenschaftsbegriffs gar nicht lösbar sind.“

Im nächsten Satz allerdings verlässt ihn der Mut. Er sucht Halt bei seinem Mentor Viktor von Weizsäcker, indem er fortfährt „so haben wir es immer, wo wir dem Leben begegnen, mit dem Anti-Logischen zu tun. >Es ist das Verhängnis der Methodologie, die uns von der Sache selbst ablenkt<, sagt Viktor von Weizsäcker einmal.“ (zit. nach Mitscherlich S. ...) Dass die Sache nicht anders als methodisch zu erfassen ist, scheint sich ihm aufzudrängen, denn er argumentiert nun gegen Weizsäcker: „Die Schwierigkeit liegt nicht bei einer Methodenbildung in der Psychotherapie, sondern bei der Beobachtung des Subjekts durch ein anderes Subjekt.“ (S. 162)

Aus heutiger Sicht ist zu dieser Äußerung ebenso Stellung zu nehmen wie zu Mitscherlichs heftiger Invektive gegen Schottlaender, er „verkaufe keine Begegnungen, sondern eine Methode“ (Dehli S.195). Das intersubjektive Paradigma, das verschiedene Bezeichnungen trägt, bringt ein methodenbewusstes Verständnis von Begegnung mit sich. Im Unterschied zu der sogenannten daseins-analytischen Rezeption ist der, besonders von John Klauber vertretene, psychoanalytische Begegnungs-Begriff („encounter“) durchaus im Sinne der Aufklärung zu verstehen. Mit ihm verbindet sich die entscheidende psychotherapeutische Funktion neuer Erfahrungen in der einzigartigen psychoanalytischen Begegnung. Ohne diese bliebe die Analyse von Übertragung und Gegenübertragung in einem zeit- und ziellosen Kreisgeschehen verhaftet. Die „Begegnung“ als psychoanalytischer Begriff löst also Hans Loewalds „neues Objekt“ ab. Als übervorsichtiger Reformator (Cooper ...) hat

Loewald, der als jüdischer Student Heideggers über Italien nach Amerika floh, die Bedeutung der Begegnung in psychoanalytischer Terminologie ausgedrückt.

Ich mache nun einen großen Sprung ins Persönliche und bewege mich in die frühen fünfziger Jahre, also in die Zeit der Entfremdung zwischen Mitscherlich und Weizsäcker. Auch das Ende der Freundschaft zwischen dem jüngeren, wissenschaftlich denkenden Psychoanalytiker und Felix Schottlaender glaube ich mit der gleichen Argumentation verständlicher zu machen. Trennungen und Beendigungen von Freundschaften sind immer für den älteren Partner schmerzlicher als für den jüngeren. Weizsäcker war ein vom Schicksal schwer getroffener, alter und kranker Mann. Wolfgang Bister beschreibt Weizsäckers tiefe Enttäuschung über Mitscherlichs Rückzug. Ob, wie und wann Freundschaften zerbrechen und unter welchen Umständen liebevolle Beziehungen trotz grundlegender Meinungsverschiedenheiten im beruflichen Bereich erhalten bleiben, ist eine sehr komplexe Frage.⁷

Abschließend möchte ich sagen: Mitscherlich hat in der Psychoanalyse ein Gebiet gefunden, mit dem er sich als Arzt, Schriftsteller und Wissenschaftler identifizieren konnte. Für ihn war die Befreiung also in besonderer Weise ein lebensgeschichtlicher Kairos. Mit diesem korrespondierte ein kollektives Gefühl, das unterschiedliche Facetten enthält. Diese wurden allein schon durch die Buchtitel „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ oder „Die Unfähigkeit zu trauern“ tief berührt. Sein Charisma liegt in diesem Zusammentreffen seiner persönlichen Gleichung mit dem partiell unbewussten Erleben vieler Menschen im Nachkriegsdeutschland. Wir alle, insbesondere die deutschen Psychoanalytiker, haben allen Grund, ihm dankbar zu sein.

⁷ **Fußnote über Jünger.** Zitat aus seinem Tagebuch zu Trennungen anlässlich der Nachricht vom Tod Alexander Mitscherlichs 1982

ANHANG:

6. Gedanken zu drei Biographien - *wird nicht vorgetragen* -

Was würde Alexander Mitscherlich wohl dazu sagen, was seine Biographen über sein Leben und Wirken geschrieben haben, das ich kommentieren werde? Würde er diese Frage stolz an den Erdgeist zur Beantwortung weiterreichen, dem Goethe in den Mund gelegt hat: „Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht mir.“

Nach Lektüre der drei Biographien von Martin Dehli, Tobias Freimüller und Timo Hoyer von insgesamt 1422 Seiten hat sich meine Auffassung eher noch verstärkt, dass ohne Mitscherlichs Wirken die Psychoanalyse in Deutschland sich nicht dort befände, wo sie heute ist. Er war eine „one man army in Germany“ (Erikson ...). Die Lektüre der drei Bücher hat mich mit vielen neuen Fakten vertraut gemacht. Seine Lebensleistung ist weit größer als mir bisher bewusst war. Respekt und Bewunderung sind erheblich gewachsen, ohne dass sich eine hagiographische Stimmung ausgebreitet hat.

Zunächst einige Worte zum Vergleich der drei Biographien: Keine Schwierigkeiten habe ich mit der Integration der Beschreibungen von Tobias Freimüller und von Timo Hoyer. In Hoyers besonders umfangreicher Biographie wird beispielsweise aus dem Reisetagebuchs Mitscherlichs anlässlich seines längeren Amerika-Aufenthalts im Jahr 1951 berichtet. Es trifft zu, dass Mitscherlich verändert aus Amerika zurückgekehrt ist. Auch ich bin 1955/56 nach einem Jahr am Yale Psychiatric Institute fürs Leben bereichert zurückgekehrt. Mitscherlich reiste durchs ganze Land. Er beschreibt als sensibler Beobachter die Begegnung mit führenden Psychoanalytikern. Mitscherlich ist ein eindrucksvoller Reiseschriftsteller, der psychoanalytische Institutionen und die Menschen, die in ihnen tätig sind, kritisch betrachtet. Wissenschaftlich war er besonders von Franz Alexander beeindruckt. Das Ich-psychologische Denken imponierte ihm. Später schrieb er, „man dürfe nur nicht außer acht lassen: Es sind – verantwortungsvoll erarbeitete – Hypothesen, aber keine Beschreibungen von gesicherten Tatsachen“ (GS 8, S.560) Schon von Natur aus konnte Mitscherlich kein orthodoxer Psychoanalytiker werden. Als unruhiger Geist

zog er sein Lebenselixier aus der Auflehnung gegen Dogmen und den Zwang zur Anpassung.

Wesentliche Fragen beginnen, wenn man unterschiedliche Interpretationen miteinander vergleicht. Als Beispiel nenne ich die Deutungen, mit denen Dehli und Hoyer Mitscherlichs Exil in Zürich und seine Reise nach Deutschland mit Verhaftung beim Grenzübertritt und nachfolgender Untersuchungshaft, kommentieren. Erwiesen ist, dass Mitscherlich wegen seiner Zugehörigkeit zu Niekischs nationalbolschewistischer Widerstandsgruppe nicht acht⁸, sondern drei Monate einsaß. Auch zu seiner Entlassung haben mehr Interventionen beigetragen, als er selbst beschrieben hat. Hoyer entschuldigt diese Diskrepanz mit einer einfühlsamen Interpretation, indem er sagt „ob sieben oder acht Monate, in jedem Fall handelt es sich dabei um die gefühlte Zeit der Inhaftierung und nicht um die tatsächliche, die sich auf etwa drei Monate belaufen dürfte.“ (Hoyer S. ...) Dehli täuscht eine Gewissheit vor, die unangemessen ist: In seiner Autobiographie erwecke Mitscherlich den Eindruck, seine Emigration sei geplant gewesen, er habe wegen persönlicher Gefährdung Berlin und kurze Zeit später Deutschland verlassen, weshalb er schon in Sicherheit gewesen sei, als die Gestapo gegen die „Widerstandsbewegung“ vorging. Weder habe er Berlin wegen politischer Verfolgung verlassen, noch habe er in Freiburg an Emigration gedacht. Seine Gefährdung habe er unterschätzt und der Verhaftung sei er nur durch Zufall entgangen. Und wörtlich heißt es: „Der erneute Grenzübertritt bei Singen, der dann zu Mitscherlichs Verhaftung führte, war weniger von Mut als von einer politischen Fehleinschätzung veranlasst. Mitscherlichs Weg ins Exil und dann in die Gefangenschaft ist nicht nur eine Geschichte politischer Tragik, sondern auch der Leichtfertigkeit.“ (Dehli S. 72)

Im Unterschied zu den beiden anderen Biographien legt Dehli eine fragwürdige Hypothese bei der Betrachtung außergewöhnlicher Lebensläufe zugrunde: „Alexander Mitscherlichs Biographie (...) erschließt sich nicht, wenn man seine Verdienste für die Psychoanalyse und für die kritische Öffentlichkeit in der Bundesrepublik zurückprojiziert auf die Zeit vor 1945. Mitscherlich war weder der ‚Antifaschist der ersten Stunde‘, als den ihn sein erster Biograph bezeichnet hat, noch war sein Leben immer schon ein ‚Leben für die Psychoanalyse‘, wie es

⁸ Mitscherlich machte diese Angabe nicht nur in seiner Autobiographie, also bei altersbedingt reduziertem Gedächtnis, sondern auch schon in gesunden Tagen, beispielsweise in einem Fragebogen. (Dehli S.)

Mitscherlich in seiner Autobiographie nannte. Seine politischen Auffassungen in den frühen dreißiger Jahren und seine wissenschaftliche Ausrichtung während des Krieges stehen in deutlichem Kontrast zu den Positionen, die er später einnahm. Wenn man dies gegen alle spätere hagiographische Überformung festhält, erweist sich Mitscherlichs intellektuelle Biographie – und, wenn man so will, seine Lebensleistung – vor allem als ein ständiger Lernprozess, als die Bereitschaft, aus den katastrophalen Umwälzungen in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts Konsequenzen zu ziehen und die eigenen Positionen zu überdenken.“ (Dehli S. 15)

Auch nach mehrfachem Lesen ist mir unzugänglich geblieben, was Dehli damit meinen könnte, dass Mitscherlichs Verdienste nicht auf die Zeit vor 1945 „zurückprojiziert“ werden können. Schließlich fand ich im nächsten, oben zitierten Satz, die Lösung: Ich habe den Eindruck, dass Dehli die großen Verdienste Mitscherlichs im Nachkriegsdeutschland zu schmälern versucht, indem er ihn zu einem Felix Krull und zum Hagiographen seiner Vergangenheit zu machen versucht. In der nun zu diskutierenden Rezension von Eveline List wird diese Intention, die bei Dehli zwischen den Zeilen steht, offensichtlich.

Alles in allem kann man aus der Divergenz zwischen den autobiographischen Angaben und den gesicherten Daten, die besonders Dehli herausstreicht, mehr machen als einen kleinen Schönheitsfehler. Bis zu welchem Grad und ob überhaupt der Zweck die Mittel heiligt, ist eine offene Frage. Auf jeden Fall würde ich mildernde Umstände gelten lassen, wenn beim Durchsetzen einer verfolgten, aber guten Sache wirkungsvolle Machtmittel eingesetzt werden.

Dehli hat in der Wiener Psychoanalytikerin Eveline List eine Rezensentin gefunden, die m. E. auf wenigen Seiten Klartext redet. Sie hat auch zwischen den Zeilen gelesen und das Gefundene in Worte gefasst. Zunächst vertritt sie die Auffassung, dass ein Psychoanalytiker „natürlich möglichst gar nichts über sich selbst erzählen“ solle. Sollte er jedoch das Gebot der Abstinenz verletzen, sollte er wenigstens keine Unwahrheiten über sich mitteilen. Dehli hatte gesagt, dass sein Zugang geeignet sein könne „das Schweigen zu durchbrechen, das sich seit Mitte der achtziger Jahre um die Person Alexander Mitscherlichs gebreitet hat“ (S.16.) List macht daraus, dass deutsche Analytiker im Rahmen ihrer verspätet (gemeint ist wohl: erst nach der Jerusalemer IPA-Tagung im Jahre 1977) einsetzenden „Vergangenheitsbewältigung“, auch Mitscherlichs Vorgeschichte totgeschwiegen hätten. Nachdem sie schon die Wahl des Titels „Die vaterlose Gesellschaft“ spitzig

als „lukrativ“ bezeichnet hatte, zitiert sie genussvoll Dehlis Beurteilung als lakonisch: „Mitscherlich war in seiner politischen Meinung weniger eindeutig, in seinem Leben weniger verfolgt und in seinem Handeln weniger mutig, als er behauptete“ (S.81). Kurz: Als habe er selbst seine Hagiographie geschrieben.

Aus meiner Sicht war er mutiger als die meisten Deutschen. Schließlich hatte Mitscherlich bis zu seinem Tod die Missbilligung einflussreicher Gruppen der Ärzteschaft zu ertragen. Er musste sich gefallen lassen, dass die Dokumentation der Nürnberger Ärzteprozesse, zu der er als junger Privatdozent mangels einer besseren Wahl von allen Ärztekammern und medizinischen Fakultäten beauftragt worden war, ihn zum „Nestbeschmutzer“ machte. Über Interpretationen lässt sich trefflich streiten. Eindeutig falsch ist jedoch die Feststellung von List, Mitscherlich habe die Priorität von Ernst Federn für die Bezeichnung „Vaterlose Gesellschaft“ unerwähnt gelassen. Mitscherlich hat Federn sehr wohl erwähnt. Hingegen hat dieser ebenso wie Mitscherlich übergangen, dass schon Freud die „vaterlose Gesellschaft“ des Brüderclans nach Ermordung des Vaters erwähnt hat. Der Philosoph D. Thomä (2008, S.40 und S.178ff.) hat kürzlich aufgezeigt, dass der Earl of Shaftesbury schon vor Jahrhunderten sich in einer „vaterlosen Welt“ bewegte. Bert Brecht wusste, dass fast alle Nachgeborenen Plagiatoren, echte Erstzeugungen also selten sind.

Dehli und List scheinen davon auszugehen, dass nur jener Widerstand etwas gilt, dem hohe demokratische Ideale zugrunde liegen. Die Lebensleistung von Mitscherlich liegt gerade darin, dass er seine nationalbolschewistischen politischen Einstellungen, die sich gegen das NS-Regime richteten, schon nach seiner Inhaftierung revidiert hat. Hierbei hat zweifellos eine persönliche Enttäuschung durch Ernst Niekisch eine wesentliche Rolle gespielt. Aber so ist das Leben.